

Politikwissenschaft. Wie zeitgemäß ist Pazifismus heute noch? Welche widerspenstigen Stimmen werden in der Kriegsberichterstattung ausgeblendet und warum? Damit beschäftigt sich die Friedensforscherin Claudia Brunner.

Stell dir vor, es ist Frieden und keiner geht hin

VON CORNELIA GROBNER

Ich hab neulich geträumt von einem Land, in dem für immer Frühling ist.“ Fast trotzigt singt die deutsche Sängerin Soffie die Zeilen in die Kamera. Dazu beschwingte Pianobegleitung. Und weiter: „Kinder an die Macht, keine hohen Mauern mehr. Karma-Konto voll, alle Waffenspeicher leer.“ Über Nacht wurde die auf dem Videoportal TikTok veröffentlichte eingängige Friedensutopie zum Hit.

Doch wie zeitgemäß ist Pazifismus heute? Kein Krieg. Natürlich, wer wünscht sich das nicht? Aber wie geht das? Oder besser gefragt: Woran scheitert es? Damit setzt sich die Politikwissenschaftlerin Claudia Brunner von der Uni Klagenfurt auseinander. Sie legt Wert auf Differenzierung: „Pazifismus und Antimilitarismus werden meist in einen Topf geworfen“, sagt sie. „Im Moment wird Pazifismus gern als lächerliche Gesinnungsethik diskreditiert, obwohl da lange theoretische und politische Überlegungen dahinterstehen. Antimilitarismus ist hingegen nicht das Ablehnen jeglicher Gewalt, sondern konkret von staatlich organisierter militärischer Gewalt.“

„Kriege brechen nicht aus“

Fest steht: „Ziviler Ungehorsam bzw. Widerstand führen durch eine breitere Mobilisierung der Bevölkerung oft zu nachhaltigeren Ergebnissen bei Konflikten“, verweist Brunner auf eine US-amerikanische Studie, in der 200 gewaltsame Revolutionen und 100 gewaltfreie Kampagnen für einen Regierungswechsel verglichen wurden. Während jede vierte Revolution erfolgreich war, setzten sich mehr als die Hälfte der Kampagnen durch. „Friedensforschung sollte eine Selbstverständlichkeit sein, das ist sie leider nicht. In Österreich gibt es etwa keine einzige Professur dafür“,

bedauert Brunner, die sich damit in dem in Kürze erscheinenden Sammelband „Kritische Friedensforschung“ (Hg. Mühlbauer/Lakitsch, Mandelbaum) auseinandersetzt.

Sie interessiert sich vor allem für die herrschaftskritische, die feministisch oder dekolonial inspirierte Friedensforschung. „Kriege brechen nicht aus, sind keine Naturgewalten, sondern werden vorbereitet und gemacht“, betont Brunner und zitiert in dem Sammelband-Beitrag aus der Erzählung „Kassandra“ von Christa Wolf: „Wann Krieg beginnt, das kann man wissen, aber wann beginnt der Vorkrieg? Falls es da Regeln gäbe, müsste man sie weitersagen.“ Die Sätze illustrieren in gewisser Weise das Tun der Forscherin.

Seit zehn Jahren betreibt Brunner, u. a. unterstützt vom Wissenschaftsfonds FWF, theorieorientier-

Die einfachen Menschen profitieren nicht vom Krieg. Sie sterben auf den Schlachtfeldern.



[Photo Riccio, Klagenfurt]
Claudia Brunner, Friedensforscherin, Uni Klagenfurt

te Grundlagenforschung innerhalb des Feldes. Zentral ist für sie das Konzept der epistemischen Gewalt, mit dem sie sich jenen Formen von Gewalt widmet, die in Zusammenhang mit Wissen stehen. Ein Beispiel dafür ist die Auslöschung von Wissen über Sexualität durch die „Hexenverbrennungen“ in der frühen Neuzeit. Darüber hinaus seziiert Brunner den „Unterbau“ wissenschaftlicher Wissensbestände und darin verankerte Normen wie Eurozentrismus (europäische Perspektive als Norm) und Androzen-



Der italienische Künstler TvBoy brachte Antikriegsbilder in die Straßen von Butscha (Ukraine). [Oleksii Chumachenko/Anadolu Agency via Getty Images]

trismus (Männer als Norm). Zur Veranschaulichung beleuchtet sie die Genese der Menschenrechte: „Diese waren europäischen, weißen, männlichen, großjährigen, gesunden, besitzenden und als waffenfähig geltenden Bürgern vorbehalten. Die Französin Olympe de Gouges wurde für ihre Erklärung der Rechte der Frau geköpft.“

Nicht nur in der Vergangenheit wurde bestehendes Wissen vernichtet und mit Wissen überschrieben, das partikularen Interessen diene (z. B. Rassentheorie als Legitimation für Sklaverei). Um solche Prozesse in der Gegenwart sichtbar zu machen, beobachtet und analysiert Brunner Diskurse über Kriege und Konflikte und zeigt Leerstellen auf, etwa welche Sichtweisen darin untergehen. Ihr Ziel sei, dass „wir uns mit existierenden Gewaltverhältnissen ebenso wenig zufriedengeben wie mit den Denkweisen über diese“. Aber nach wie vor würden westlich moderierte Friedensprozesse auf euro-amerikanischen Vorstellungen basieren. Darauf aufbauend werde in Konflikten – unterstützt von kooperierenden lokalen Eliten – interveniert. „Unterdrückte Stimmen vor Ort werden

oft nicht gehört, man denke an Afghanistan und die gescheiterten Interventionen der USA und ihrer Verbündeten.“ Die Befreiung der Frauen war ein starker Legitimationsgrund dafür, obwohl sich die traditionsreiche afghanische Frauenorganisation Rawa strikt gegen ein militärisches Eingreifen ausgesprochen hatte. Ihre Bedenken wurden jedoch übergangen.

Mundtot gemachte Stimmen

„In der meisten Kriegsberichterstattung, auch aktuell zu Ukraine/Russland und Israel/Gaza, fehlen widerspenstige, pazifistische Stimmen. Europäische Medien sind besonders selektiv“, stellt Brunner fest. (Mediale) Wissensproduktion sei ihr zufolge nicht abgrenzbar von den Kriegshandlungen: „Sie ist immer damit verwoben, weil Öffentlichkeiten und Legitimitäten für Kriegsführung und Militarisation hergestellt werden müssen.“

Intellektuell „spannend“, aber politisch „desaströs“ wäre in dem Zusammenhang die – angesichts demokratischer und menschenrechtlicher Prämissen paradoxe – Unterscheidung von Menschen, die verteidigt werden, gegenüber

jenen, die als verzichtbar gelten. Bewegungen, die gängiger Kriegsrhetorik widersprechen, würden auch deshalb unterdrückt, „weil ihre Forderungen häufig weitreichend sind“, sagt Brunner. Wie im Fall des anfangs von westlichen Ländern begrüßten Arabischen Frühlings: „Je klarer wurde, dass nicht nur ein Regimewechsel, sondern auch ein Wandel in der internationalen ökonomischen, politischen und sozialen Ordnung gefordert wurde, desto weniger Unterstützung kam vom Westen.“

Kein Krieg. So universell ist dieser Wunsch nicht. Er trifft auf die Rüstungsindustrie, auf Machtgelenke, auf Ressourcenausbeutung. Derzeit beobachtet Brunner noch etwas, was ihr Sorgen bereitet: „Der militarisierende Diskurs greift massiv Raum, nicht nur im Politischen, auch im Alltag. Das Militärische als Möglichkeit, Konflikte auszutragen, erfährt mehr Akzeptanz.“ Sie nimmt die Medien in die Pflicht, hier vermisse sie Kontexte, sei es über die Entstehung von Konflikten oder dazu, wer von Kriegen profitiert: „Die einfachen Menschen sind das nicht. Sie sterben auf den Schlachtfeldern.“

Ein trojanisches Pferd für neue Medikamente

Biochemie. Von den drei neuen Ludwig-Boltzmann-Instituten sucht eines in Salzburg nach Möglichkeiten, Arzneien im Körper genau dorthin zu transportieren, wo sie wirken sollen. Eine Möglichkeit sind Vesikel aus Milch.

VON CLAUDIA LAGLER

Im Kampf gegen Krankheiten wie Krebs, Alzheimer, Parkinson oder Arthrose ruht die Hoffnung stark auf biologisch inspirierten Wirkstoffen. Es sind dies RNA-Therapien ebenso wie Behandlungsmöglichkeiten, die auf dem Prinzip der Genschere beruhen. Diese Wirkstoffe zu entwickeln, ist das eine. Das andere ist die Frage, wie sie im Körper transportiert werden, ohne das körpereigene Abwehrsystem in Alarm zu versetzen.

„Das Potenzial für diese Wirkstoffe ist riesig. Die eigentliche Herausforderung ist, sie an die Stelle im Körper zu bringen, wo sie wirken sollen“, erläutert die Biochemikerin Nicole Meisner-Kober, die das neu an der Uni Salzburg gegründete Ludwig-Boltzmann-Institut (LBI) für Nanovesikuläre Präzisionsmedizin (NVPM) leitet. Die von außen eingebrachten biologischen Wirkstoffe werden vom Körper nämlich als fremd erkannt, das Immunsystem fährt hoch und aktiviert seine Abwehrreaktionen. Die

Medikamente werden ausgeschieden, bevor sie überhaupt wirken können.

Nanovesikuläre Präzisionsmedizin befasst sich damit, die körpereigenen Transportsysteme so zu nutzen, dass die Wirkstoffe gezielt dorthin geschleust werden, wo sie Informationen an Empfängerzellen übermitteln und beispielsweise zur Bekämpfung von Tumoren gebraucht werden. Verpackt werden die Wirkstoffe in Vesikel – das sind kleine Bläschen, die von Zellen abgegeben werden, das Immunsystem nicht aktivieren und auch körpereigene Barrieren wie die Blut-Hirn-Schranke passieren.

Bläschen als Transportmittel

„So können die biologischen Wirkstoffe wie RNA, Proteine oder Lipide wie mit einem trojanischen Pferd an ihr Ziel gelangen“, beschreibt Meisner-Kober die Forschungsfrage im neuen LBI. Ihr Team arbeitet nicht nur mit menschlichen Nanovesikeln, sondern auch mit solchen aus Nahrungsmitteln. So ist eine Kooperati-

on mit einer großen Molkerei entstanden, um Vesikel aus Milch – konkret aus der Molke, die bei der Herstellung von Parmesan übrig bleibt – als Hülle für neue Medikamente zu nutzen.

Vesikel aus der Milch eröffnen die Möglichkeit, die Wirkstoffe später oral zu verabreichen. „Das wäre die Königsdisziplin“, betont Meisner-Kober, die nach 20 Jahren in der Pharmaindustrie seit 2018 an der Uni Salzburg forscht. Milch als Basis hat außerdem den Vorteil, dass große Mengen zur Verfügung stehen. Durch die Kooperation mit

LEXIKON

Vesikel sind winzige in der Zelle gelegene Bläschen. Darin kann man Wirkstoffe so verpacken, dass sie vom Immunsystem nicht als fremd erkannt werden.

Die Ludwig Boltzmann Gesellschaft eröffnete drei Institute für Health Science. Neben dem in Salzburg das LBI für Wissenschaftsvermittlung und Pandemievorsorge (Meduni Wien, Florian Krammer) und das LBI für Netzwerkmedizin (Uni Wien, Jörg Menche).

Molkereien und pharmazeutischen Firmen kann die Isolierung der Vesikel mit 100.000 Litern Rohstoff auf ein industrielles Niveau gehoben werden. „Wir wissen, wie die Vesikel funktionieren und wie sie vom Körper aufgenommen werden“, schildert Meisner-Kober. Nun geht es darum, besser zu verstehen, wie der Weg, den die Wirkstoffe in der Vesikelhülle nehmen, richtig gelenkt werden kann.

Die von den Nanovesikeln übertragene Information kann zudem therapeutisch genutzt werden, um Entzündungsreaktionen zu unterdrücken oder Gewebsneubildung anzuregen. Gelingt der Durchbruch für einen Wirkstoff, wird die Entwicklung bei anderen Wirkstoffen viel schneller gehen, ist die Forscherin überzeugt. Das Team am LBI NVPM arbeitet eng mit der Paracelsus Medizinischen Privatuniversität Salzburg und internationalen Partnern aus Industrie und Klinik zusammen, um den Weg bis zur Zulassung und Anwendung der neuartigen Medikamente zu beschleunigen.

Smarter Nerv soll Muskel anregen

Steuerung von Prothesen nach Amputationen könnte deutlich verbessert werden.

Forschungsergebnisse der Med-Uni Wien bieten möglicherweise neue Perspektiven für Menschen mit amputierten Gliedmaßen. Denn Nerven von Patientinnen und Patienten, die etwa einen Arm oder eine Hand verloren haben, könnten quasi „neu verdrahtet“ werden.

Ein Team um Oskar Aszmann, Leiter des Zentrums für Bionische Extremitätenrekonstruktion, zeigte – wenn auch noch im Tierversuch –, dass intensivere neuromuskuläre Verbindungen entstehen, wenn „smarte“ Spendernerven chirurgisch neu mit einem Muskel verbunden werden. So soll sich die Kommunikation zwischen dem Nervensystem und Prothesen verbessern lassen. Das Forschungsteam präsentierte seine Erkenntnisse in der jüngsten Ausgabe des Fachjournals *Science Advances*. (APA/gral)